Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 76 (1967)
Heft: 3

Artikel: ABC des frohen Lebens
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-975088

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ABC des frohen Lebens

füllt wird. Diese allererste Reaktion auf die *Erscheinung* bedeutet aber kein Werturteil über das *Wesen.* Der Abscheu oder besser gesagt das Erschrecken vor dem Abnormalen mag seinen Grund auch darin haben, dass man plötzlich daran erinnert wird, dass das Normale eben doch nicht ganz selbstverständlich und ohne Ausnahme ist: das «Unglück» hätte einen selbst treffen können. Gegen diese Möglichkeit lehnt man sich auf, und man geht denen, die wirklich betroffen wurden, aus dem Wege, als ob sie einen anstecken könnten. Der amerikanische Psychiater Dr. William C. Menninger hat noch eine Reihe anderer hauptsächlicher Reaktionen abgegrenzt: Die *Neugier* betrachtet er als die allgemeinste Haltung der Gesunden gegenüber den Gebrechlichen. Das *Mitleid,* «das meistens dort auftritt, wo ein Leiden erkannt aber nicht verstanden wird: Es bedeutet oft das Eingeständnis, dass wir den traurigen Sachverhalt erkennen, uns aber dafür nicht verantwortlich fühlen und nicht die Absicht haben, etwas zu dessen Behebung zu tun». *Uebertriebene Fürsorge* als Kompensation unbewusster Schuldgefühle aus verdrängter Ablehnung. *Angst:* Angst vor dem Befremdlichen, das als unbestimmte Drohung empfunden wird, oder Angst davor, den Behinderten durch ungeschicktes Verhalten zu kränken. *Leichtes Missbehagen* als milde Form der Ablehnung. Aufgeklärte *Sympathie,* wobei die Wichtigkeit der Aufklärung zu betonen ist, ohne die ein richtiges Verständnis und wirkliche Hilfe nicht möglich sind.

Die Hauptanstrengung zur Lebensbewältigung muss vom Behinderten geleistet werden. Die Umwelt kann ihm dabei sehr förderlich oder sehr hinderlich sein. Heute sind viele Voraussetzungen gegeben, ihm dies zu erleichtern, die Mittel müssen nur richtig eingesetzt werden. Den Lebensbereich der körperlich und geistig Behinderten im Praktischen und im Geistigen immer weiter auszudehnen, ist die grosse und schöne Aufgabe, die sich allen stellt, dem Einzelnen, den Behörden und Institutionen. *E. T.*

Am 13. Juni 1959, anlässlich eines Schweizer Aufenthaltes, sprach *Zenta Maurina,* die lettische Dichterin, Philosophin und Literaturhistorikerin, zu einer Gruppe der Pfadfinderinnen Trotz allem. Eine Behinderte sprach zu Behinderten, eine berühmte Frau wandte sich an junge Leidensgenossinnen. Im sechsten Lebensjahr war sie von der spinalen Kinderlähmung befallen worden und blieb an den Beinen gelähmt. Welch bitterer Kelch für das eigenwillige, lebhafte Kind und welcher Schmerz für die Eltern! Zenta war die drittälteste von fünf Töchtern. Der Vater war Arzt in der lettischen Kleinstadt Grobina bei Libau, die Mutter, eine temperamentvolle, warmherzige Künstlernatur, hatte sich zur Pianistin ausgebildet. Beide waren geistig und moralisch hochstehende Menschen, dem Schönen und Guten nachlebend und zärtlich um ihre Kinder besorgt, natürlich besonders um das Sorgenkind. Ihre Fürsorge bestand aber nicht in Verweichlichung, im Gegenteil, der Vater half Zenta, «die Rüstung der Selbstbeherrschung zu schmieden», er hielt sie an, jede Arbeit nach bestem Vermögen auszuführen und bis zu Ende durchzuhalten, er führte das Kind in die Welt des Geistes ein und lehrte es, die kleinen Freuden des Alltags zu geniessen. Er wollte auch materiell vorsorgen und legte alles, was er ersparen konnte, auf die Bank, aber die Ersparnisse gingen durch den Krieg verloren. Die Familie musste sich einschränken, der Zweite Weltkrieg brachte dann vollends den Zusammenbruch, nicht nur der privaten Existenz, sondern auch der Heimat, der geistigen Welt überhaupt. 1944 flüchtete Zenta Maurina aus Riga und lebt seither in Schweden. Lettland ist auch eines jener unglücklichen Gebiete, die, zwischen zwei Grossmächten gelegen, bald von der einen, bald von der andern Seite beansprucht werden. Auf deutsche und polnische Herrschaft war die russische gefolgt. Nach dem Umbruch des Ersten Weltkrieges war im November 1918 die Republik Latvia wiedererstanden, aber im Zweiten Weltkrieg geriet das Land erneut unter russische Herrschaft, gleich wie Litauen und Estland.

In der Vorkriegszeit also lebte die Familie im Wohlstand, und Zenta konnte eine sorgfältige Ausbildung erhalten. Sie war von einem wahren Durst nach geistiger Anregung und Betätigung ergriffen und wünschte sehnlichst, eine höhere Schule zu besuchen. Der Vater meldete sie deshalb am Mädchengymnasium der Kreisstadt Libau an. Die Aufnahme der gelähmten Schülerin wurde verweigert. Die Dichterin schrieb in ihrem Erinnerungsbuch «Die zweite Fahrt» über dieses einschneidende Erlebnis:

«. . . Als die Eltern sich allein glaubten, erzählte Vater in seiner nüchtern-sachlichen Art von seinem Besuch bei Anna Iwanowna Ljubimova, der Direktorin des Mädchengymnasiums. Sie hätte während ihrer fünfundzwanzigjährigen Praxis in ihrer Anstalt dumme und kluge, böse und gute Mädchen gehabt, begabte und stockdumme, erblich belastete und genialisch veranlagte, aber ein Kind, das nicht gehen könne, gehöre entweder ins Sanatorium oder ins Elternhaus, eine öffentliche Schule könne es nicht besuchen. Vater wisse vielleicht nicht, wie grausam junge Menschen seien. Die Gymnasiastinnen würden das Gebrechen ihrer kranken Mitschülerin verspotten, und es läge nicht in der Macht der Direktorin, das kranke Kind vor schmerzlichen Szenen zu schützen. Auch die übrige Lehrerschaft würde mit einem solchen aussergewöhnlichen Fall nicht einverstanden sein; die ihr untergebenen Lehrer könne sie vielleicht noch dazu bringen, das kranke Kind zu schonen, aber die vierzig Mädchen einer Klasse zu beeinflussen, stehe nicht in ihrer Macht.
Wie unter einem Peitschenhieb zuckte ich zusammen und presste das Kissen auf mein Gesicht, damit man mein Schluchzen nicht höre. ‚Das kranke Kind!' — Nun hatte ich das Kainszeichen.
Ein ganzes Jahr blieb ich noch zu Hause. Marta Jura hatte das Doktorhaus verlassen. Ihre Nachfolgerin war eine Gouvernante, die Aufgaben gab und abfragte und meinte, Pflicht einer Lehrerin sei es, aus allen Fächern, aus jedem dargebotenen Stoff durch eine Geheimpumpe den Lebenssaft herauszusaugen. Ich lernte kaum. Nichts machte mir Freude. Ich weinte nicht. Ich biss in meinen Arm. Das schmerzte. Ich biss noch mehr. Das schmerzte noch mehr. Aber das, was ich jetzt wusste, das schmerzte wahnsinnig, das schmerzte — ja, wie schmerzte das? Das war wieder etwas, wofür es keine Worte gab. Aber kann etwas sein, wofür es keine Worte gibt? Ich versuchte, ein Gedicht aufzuschreiben, aber die Sätze klangen so schamlos, sie gingen so breitspurig einher. Ich zerriss das Blatt Papier, öffnete das Fenster und wollte meinen Schmerz dem Winde übergeben. Aber das Papier fiel zu Boden, als sei es zu schwer, um verweht zu werden.
Das Zeichen Kains brannte auf Stirn und Brust.
Dass es traurig ist, nicht gehen zu können, und dass ich mich nie daran gewöhnen werde, das wusste ich nun schon lange. Aber dass es eine zu verhehlende Schmach sei, die mich aus der Gemeinschaft meinesgleichen ausstiess, das erfuhr ich nun zum ersten Male. Gewiss, ich kann nicht schwimmen, ich kann nicht Schlittschuhlaufen, ich kann nicht tanzen, aber Geschichte und Mathematik — diese Dinge vollziehen sich doch im Kopf, und mein Kopf ist gesund. Ja, ist er gesund? Schreckliche Kopfschmerzen suchten mich heim, gegen die Vaters Arzneien machtlos waren. Ich wurde zum zweiten Male von einer grauenhaften Krankheit geschlagen. Und die zweite Heimsuchung war noch schlimmer als die erste, weil sie die Seele befiel. Nun trug ich zwei Kreuze. Das von Gott auferlegte und das von den Menschen mir aufgebürdete. Letzteres war aus Stacheldraht gewunden und viel schwerer. Mein Herz war von Natur aus so geschaffen, dass ich lieben, bewundern, mich begeistern musste. Nun aber nisteten sich in meinem Inneren Angst, Misstrauen, Neid und Bitterkeit und Verachtung ein. Ein Dickicht lebenszerstörender Gefühle.
Ich wagte nicht, die Augen zum Tageslicht zu erheben. Vor Spiegeln ergriff mich eine panische Angst.
Wie hatte Oma damals zu Vater gesagt? ‚Es wäre besser, wenn der liebe Gott dieses Kind zu sich genommen hätte . . .' Gewiss wäre es besser, viel, viel besser! Aber der liebe Gott ist grausam, er lässt die kranken Kinder gross werden, damit die Menschen sie verhöhnen und aus ihrer Mitte ausschliessen. Nur der liebe Gott selbst lacht sie nicht aus, nein, ich hatte nie ein Bild gesehen, auf dem der liebe Gott lachte. War er traurig, weil es nicht in seiner Macht lag, Menschen ohne Fehl und Makel zu schaffen? Ich konnte nicht verstehen, dass so ungleiche Wesen mit demselben Namen Mensch bezeichnet wurden. Der liebe Gott hatte meinen Vater geschaffen und Onkel Hans, aber auch die Direktorin. Wenn Onkel Hans der Direktor der Schule wäre, er trüge mich selbst in die Klasse, wie er mich in alle Symphoniekonzerte getragen hatte.»

Schliesslich fand das junge Mädchen doch noch Aufnahme am Gymnasium. Es war eine glänzende Schülerin, das «Konversationslexikon» der Klassenkameradinnen und ihre Zuflucht, wenn eine Probe bevorstand. Die Maturitätsexamen fanden unter dem Kanonendonner des Ersten Weltkrieges statt. Zenta bekam in allen Fächern die beste Note. Voller Stolz zeigte sie dem Vater ihr Zeugnis, doch dieser warf nur einen flüchtigen Blick darauf, und als die Tochter ihn enttäuscht fragte, ob er sich denn gar nicht freue, antwortete er ihr lächelnd, dass er sich über ihre Freude freue, dass sie aber wissen müsse, die in der Schule erhaltenen Noten seien im Leben belanglos. Zentas Schulfreundinnen hatten zur Maturität Geschenke erhalten, sie die Lehre von der

Nichtigkeit des Ehrgeizes und dem Eigenwert geleisteter Arbeit.
Später bezog das junge Mädchen die Universität Riga, studierte mit eiserner Energie, doktorierte in Philosophie und Philologie, wandte sich dann vor allem der Literatur und der Lehrtätigkeit zu, bis das neue Völkerringen sie aus der Heimat vertrieb.
Vortragsreisen führen die hochbegabte Frau von Zeit zu Zeit durch Europa, und regelmässig kommt sie auch in die Schweiz. Bei einer solchen Gelegenheit sprach sie in Zug zu den Pfadfinderinnen Trotz allem. Mit freundlicher Genehmigung der Autorin möchten wir hier einige Gedanken folgen lassen, die sie damals äusserte.
Zenta Maurina erzählte den Zuhörerinnen vom «ABC des frohen Lebens», das sie vom Vater lernte.
Das A war die Arbeit. Der Vater, der Tag und Nacht zum Dienst an seinen Patienten bereit war, empfand die pflichtgetreu erfüllte Arbeit als einen Segen, und er hielt schon das kleine Mädchen zur Arbeit an, die zum Beispiel darin bestand, ein Gedicht auswendig zu lernen, während es im Gips liegen musste. Nach den deutschen Balladen, die der Vater in der Gymnasialzeit gelernt hatte, brachte er dem Kinde russische und lateinische Verse bei, obwohl es diese Sprachen noch nicht verstand. Wenn es der Kleinen Mühe machte, die unbekannten Wörter zu behalten und richtig auszusprechen, sprach er ihr gut zu: «Du wirst sehen, wie es dir leichter wird, wenn du wieder ein neues Gedicht auswendig gelernt hast.»
Das B im ABC des heiteren Lebens ist das Buch. «Sieh», sagte der Vater tröstend, wenn Zenta sich gegen das Gelähmtsein auflehnte, «wenn man ein Buch liest, dann läuft man ja nicht herum. Zum Lesen gehört das Stillsitzen und das Sich-Versenken in das Buch.» Und die Dichterin fügte hinzu, dass ihr das Buch immer noch als ein grosses Wunder erscheine: aus den kleinen schwarzen Häkchen, Strichlein und Pünktchen etwas über den Sinn des Lebens erfahren zu können, von der Schönheit der Welt; zu erfahren, was die alten Griechen gedacht haben, wie Wagner in Luzern gelebt hat. Ebenso wunderbar erscheine ihr, dass sie durch diese kleinen Zeichen anderen Menschen ihre Gedanken mitteilen könne.
Das Buch ist unser bester Freund. Es fordert nicht, es wartet, bis wir zu ihm gehen und es öffnen. Es stellt nicht einmal Dankbarkeitsansprüche an uns, wie es auch der beste leibliche Freund tut. Aber nur das Buch ist wert, gelesen zu werden, das man zweimal liest. Wenn man ein Buch nicht zum zweitenmal lesen mag, hat es auch keinen Sinn, es einmal zu lesen. Das Buch sprengt den Alltag; es verknüpft Mensch und Mensch, Volk und Volk, es verknüpft die Jahrhunderte und — es ist ein Magnet zu Gott hin.
Zum ABC des Vaters gehörte auch das Credo. Er war ein tiefgläubiger Mensch, mehr ein Mann des tätigen Christentums als des Kirchganges. Jeden Abend sprach er das Gebet über sein Kind, ein altlettisches Gebet. Später, so sagte Zenta Maurina, habe sie sich die Worte des Heiligen Franz von Assisi zu eigen gemacht:

Herr gib mir die Kraft, die andern zu trösten und nicht Trost zu erwarten.

Gib mir die Kraft, die andern zu verstehen und nicht Verständnis zu heischen.

Gib mir die Kraft, die andern zu lieben und nicht Liebe zu erwarten.

Das Leben ist die Hölle, wenn man niemanden liebt. Dass uns jemand liebe, das können wir nicht verlangen, nicht erwarten, das ist eine Gnade, ein Geschenk. Aber jeder Mensch muss etwas haben, das er lieben kann, sei es ein Mensch dieser oder vergangener Zeit, ein Tier oder ein Ding. Die Dichterin bekannte: «Früher dachte ich, dass die Menschen, die nicht behindert sind, glücklich seien. Die können lieben, wen sie wollen und hingehen zu wem sie wollen. Aber das Leben hat mich gelehrt, dass es nicht so ist. Ich habe gestern eine Frau getroffen, die ich schon früher kannte. Sie ist körperlich ganz gesund, sie ist schön, sie ist auch reich, aber sie ist an einer unheilbaren Melancholie erkrankt. Sie ist irgendwie mit ihrem Schicksal nicht fertig geworden. Heute weiss ich, die schlimmste Krankheit ist die, mit seinem eigenen Schicksal nicht fertig zu werden. Und das höchste, das wir auf Erden erreichen können, ist dieses: mit dem Schicksal, das uns auferlegt ist, fertig zu werden.»
Die Dichterin verwahrte sich gegen die Ansicht, ihr Talent habe sich wegen der Behinderung entwickelt. «Aber», führte sie aus, «wenn wir Distanz zu ihr gewinnen und sie innerlich überwinden, dann kann sie von ungeheurem Segen sein. Beherrscht uns die Krankheit, dann sind wir verloren; wird die Krankheit von uns beherrscht, dann vertieft sie alle unsere Gaben.
Wir dürfen nicht verlangen, dass die Menschen, die unbehindert sind, uns ganz verstehen. Ich habe das früher immer erwartet und war darum manchmal verbittert. Vielleicht können auch wir die ganz Gesunden nicht immer verstehen.

Fraglos ist Gesundheit ein hohes Glück, aber Glück ist nur dann Glück, wenn wir uns dessen bewusst sind, und die Gesundheit der Seele ist vielleicht doch das Allerwichtigste. Wenn die Seele gesund ist, dann ist es auch leichter, die Krankheiten zu bekämpfen und das Behindertsein zu ertragen.
Es hängt von uns nicht ab, wie wir auf die Welt kommen, in welchem Landstrich wir geboren werden, welche Eltern wir haben. Der eine erhält bei seiner Geburt das Leben wie eine schöne Marmorschale, der andere erhält das Leben als eine brüchige Lehmschale. Das hängt nicht von uns ab, aber den Inhalt, den wir hineintun in diese Schale, der hängt wohl von uns ab.»
Die Werke von Zenta Maurina (Autobiographische Erzählungen, Essays) sind im Maximilian-Dietrich-Verlag, Memmingen/Allgäu, erschienen. Bisher sind auch drei Schallplatten in der Reihe «Stimmen der Dichter» aufgenommen worden, auf denen Zenta Maurina Stücke aus ihren Werken spricht. Sie sind im Christophorus-Verlag, Freiburg im Breisgau, erschienen.

GRUSS AN MEINE SCHICKSALSGENOSSEN
IN DER SCHWEIZ

Eine unheilbare Krankheit, körperliches Behindertsein, ist ein schwer zu tragendes Kreuz. Aber noch schwerer als die körperliche Heimsuchung ist das Verhalten der Mitmenschen zum Andersgearteten, ihre Phantasie- und Taktlosigkeit.

Wer sich nicht mit Nachsicht und Humor wappnet, ist verloren. Wie schwer auch das Kreuz eines Einzelnen ist, an einer Tatsache darf man nie zweifeln: Wer das Gleichgewicht zwischen Wagnis und Verzicht findet, erkämpft sich allmählich die Erfüllung seines Lebens.

Jedes Geschöpf hat hier auf Erden seinen Platz, wenn stählerner Wille und sanfte Demut sich verschwistern.

ZENTA MAURINA